

Die weiße Pest

**eine Fingerübung aus
den 1970er Jahren**

Liebe Leserin, lieber Leser,
bisher sind in der Reihe „Schönberger Blätter“ vor allem Beiträge zu Themen aus Naturwissenschaft, Technik, Medizin, Philosophie und Religion erschienen (z.B. zu Gentechnik und Kernenergie, Stammzellenforschung und Retortenbabys, Klimawandel, Klonen, Lebensstil, Hirnforschung, Weltbevölkerung, Chaosforschung und anderes mehr).

Eine aktuelle Auflistung ALLER bisher erschienenen Hefte und die Möglichkeit zum Download finden Sie unter:

<http://www.krause-schoenberg.de/materialversand.html>

Beginnend mit Heft 48 wird die Reihe um einige heimatgeschichtliche Beiträge erweitert.

Viel Spaß beim Lesen!

Ihr Joachim Krause

Druck: 26. März 2020

Rückfragen, Hinweise und Kritik richten Sie bitte an:

Joachim Krause, Hauptstr. 46, 08393 Schönberg, Tel. 03764-3140, Fax 03764-796761,

E-Mail: krause.schoenberg@t-online.de Internet: <http://www.krause-schoenberg.de>

Die Verantwortung für den Inhalt der „Schönberger Blätter“ liegt allein beim Verfasser.

© Jede Art der Nach-Nutzung, der Verwendung, der Herstellung von Kopien oder des Nachdrucks – auch von Textteilen – ist NICHT gestattet!

Zur Entstehung des Textes

Irgendwann Ende der 1970er Jahre. Nordküste von Rügen, Nonnevitz, Ostsee-Urlaub, mit Freunden. Das Wissen, dass es lange Mittagspausen geben würde, in denen jemand in der Nähe der schlafenden Kinder wachen müsste. Ich packte meine Reise(!)schreibmaschine mit ins Reisegepäck und saß dann (zum Erstaunen der Freunde und Nachbarn, vielleicht wollte ich das ja auch?) Mittag für Mittag am Campingtisch und schrieb. Warum eigentlich, was eigentlich? Es wurde eine Art Skizze für eine Novelle. Zu Hause habe ich später offensichtlich noch einmal handschriftliche Korrekturen eingetragen.

Und dann lagen die 27 Seiten jahrzehntelang unbeachtet unter anderen Unwichtigkeiten. Nun ist der Text wieder da. Eine Fingerübung ...

DIE WEISSE PEST

K. nahm sein Protokollbuch und ging in den anderen Raum hinüber. Dort standen Gläser in endlosen Reihen, gefüllt mit gelben schwarzen und braunen Flüssigkeiten. Manche davon waren wasserklar, andere standen dick wie Sirup. Als K. seine Versuche begann, hatte er sich nicht träumen lassen, dass Erdöl in derart vielen Formen vorkommen könne. Aber im Laufe der Zeit hatte er Proben von fast allen Förderstellen auf der Welt zusammengetragen. Er war stolz auf seine Sammlung. K. füllte den Kopf einer Tabelle aus und trat an eines der Regale heran. Glas um Glas nahm er herunter, hielt hin und wieder eines prüfend gegen das Licht und goss manchmal eine Probe in Reagenzgläser ab. Er würde sie später genauer untersuchen.

Schon seit Jahren machte er diese Versuche, ohne dass sich bisher ein durchschlagender Erfolg eingestellt hätte. Die Idee hatte ihn ganz plötzlich gepackt. Damals, als der Riesentanker TORREY CANYON im Atlantik auf Grund gelaufen war, hatten die Bilder der Ölpest einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Noch heute sah er deutlich vor sich, wie Tausende von Wasservögeln an den ölverdrehten Stränden der englischen Küste lagen, das Gefieder verklebt, und wie sie langsam verendeten. Seitdem war es immer wieder zu Katastrophen dieser Art gekommen, Bohrinseln in den Schelfgebieten der Meere hatten die Gefährdung sprunghaft erhöht. Überall auf den Ozeanen trieben riesige Ölfelder. Sie verschmutzten die Küsten, erschwerten den Fischfang und waren zu einer Gefahr für alles Leben im Wasser geworden. Schon lange wurde nach einer Möglichkeit gesucht, die treibenden Ölrückstände zu vernichten. Man hatte versucht, das Öl abzupumpen, es durch Aufsprühen geeigneter Chemikalien zum Absinken zu bringen. Das Problem war weitgehend ungelöst, und die Verschmutzung der Meere nahm ständig zu.

K. hatte eine Idee gepackt: Da gab es doch irgendwelche Einzeller, die im Erdöl lebten, sich von Erdöl ernährten. Das war schon lange bekannt. Konnte es nicht gelingen, diese Lebewesen in einer Weise weiterzuzüchten, dass sie geeignet waren, Ölreste schnell in unschädliche Stoffe umzuwandeln, das Öl einfach aufzufressen?

Nun saß er schon einige Jahre hier in dieser Hafenstadt am Persischen Golf. Er hatte die Stadt Ras Tannurah kaum auf der Landkarte gefunden. Jetzt war sie ihm zur zweiten Heimat geworden. Nach endlosen Vorstellungen bei verschiedenen Behörden und langen Briefwechseln war es K. endlich gelungen, ein bescheidenes Stipendium für seine Forschungen zu bekommen. Er hatte drei Zimmer gemietet, in denen er schlief und arbeitete. Viel über seine Einzeller war aus den gelehrten Büchern nicht zu erfahren, die bald das Regal über seinem Bett füllten. Offensichtlich hatte sich bisher noch niemand systematisch mit der Lebensweise dieser Tiere beschäftigt. K. fing ganz von vorn an. Die Institute der Erdölindustrie, mit denen er Kontakt aufnahm, zeigten wenig Interesse für seine Pläne und waren auch nicht in der Lage, brauchbare Hinweise über das Auftreten geeigneter Bakterienstämme zu geben. Nur Erdölproben für seine Sammlung erhielt er, Glas um Glas füllten sich die Regale. K. begann zu suchen. Immer wieder ging er hinunter zum Ölhafen. Während die riesigen Tanker ihren Bauch gierig mit dem schwarzen Gold aus dem Inneren der arabischen Halbinsel füllten, fuhr K. mit einer kleinen Barkasse durch das Hafenbecken. Er entnahm aus den großen Öllachen, die überall auf dem Wasser trieben, Proben in seine Gläser. Zu Hause untersuchte er sie dann geduldig unter dem Mikroskop. Er hatte kein Glück, Seine Ölfressenden Bakterien gab es wahrscheinlich gar nicht. Und wenn schon – warum sollten sie gerade hier im Hafen vorkommen? Aber was blieb ihm übrig? Er suchte weiter, Woche um Woche. Und dann waren sie plötzlich da. Eine der Proben, die K. unter das Mikroskop schob, lebte. Natürlich hatte sich schon oft irgendetwas bewegt in der dunklen Flüssigkeit. Aber dann hatte er immer wieder feststellen

müssen, dass diese Einzeller nur zufällig in das Erdöl geraten waren. Diesmal war es anders. In dem hellen Licht-Kreis entdeckte er eine ganze Bakterienkolonie. Mit der stärksten Vergrößerung sah er sie ganz deutlich: kleine, ovale Scheiben, die sich mit langen Flimmerhaaren im Öl bewegten. K. stand auf und nahm sich das Glas aus dem Regal, aus dem er die Probe unter dem Mikroskop entnommen hatte. Es enthielt eine weißliche Flüssigkeit. K. steckte ein Reagenzglas in die Zentrifuge. Das Öl trennte sich deutlich von der weißen Schicht, und darin wimmelte es von den ovalen Bakterien. K. verglich seine Aufzeichnungen von der Fahrt, von der er diese Probe mitgebracht hatte. Er erinnerte sich: ein braungelbes Öl, weiße Flecken. Da er annahm, dass es sich um Waschmittelrückstände handle, hatte er die Probe nur der Vollständigkeit halber mitgenommen. Und durch diesen Zufall hielt er jetzt endlich etwas Greifbares in den Händen. K. unterbrach sein Nachdenken und verteilte zunächst die weiße Flüssigkeit auf mehrere Gläser, denen er auch noch etwas Erdöl zusetzte. Dann brach er auf, um schnell noch eine Fahrt durch den Hafen zu machen. Vielleicht würde er den Ölfleck von heute Morgen wiederfinden. Dort, wo das Öl gewesen war, lag jetzt ein riesiger Tanker vertäut. Langsam fuhr K. zurück. Gewohnheitsgemäß nahm er auch jetzt Proben aus dem Wasser. Und plötzlich sah er wieder diese weiße Flüssigkeit. Warum war ihm das bloß bisher nie aufgefallen? Er füllte mehrere Gläser und eilte nach Hause.

Im Lichtfleck des Mikroskops huschten wieder die ovalen Schatten hin und her. K. atmete tief. Es gab also Bakterien, die auf Erdöl lebten. Warum sollten sie nicht auch von Erdöl leben? Das musste er als nächstes herausfinden. Am anderen Morgen erwachte er früher als sonst und ging sofort in sein Labor. In den Gläsern hatte sich ein weißer Film auf dem Öl gebildet. K. legte die Präparate unter sein Mikroskop. Nichts! Er suchte fieberhaft, aber die dunkle Flüssigkeit blieb leblos. Lediglich einige abgestorbene Zellen waren zu erkennen. Also doch ein Fehlschlag! Auch die übrigen Kulturen, in denen es vor einigen Stunden nur so gewimmelt hatte von diesen Flimmertierchen, waren abgestorben. In den nächsten Tagen machte K. stets von neuem die gleiche Erfahrung. Aber es musste doch möglich sein, die Bakterien am Leben zu halten, wenn man ihnen das gleiche Milieu wie im Hafenwasser bot!

Endlich gelang K. auch dieser Schritt. Er hatte ein Glas zu schließen vergessen, und gerade darin fand er am anderen Tag lebende Organismen. Sauerstoff! Die Bakterien waren am Sauerstoffmangel zugrunde gegangen. Endlich konnte es weitergehen. Unter genau festgelegten Bedingungen setzte K. die Bakterien dem Öl zu, das er sich im Hafen holte. Schon bald hatte sich nämlich gezeigt, dass die Lebewesen auf Erdöl anderer Herkunft nicht lange am Leben blieben. Er verfolgte die Vermehrungsgeschwindigkeit, indem er in regelmäßigen Abständen die Anzahl der Tierchen in seinem Mikroskopfenster auszählte. K. analysierte auch die weiße Substanz, die sich bei längerer Anwesenheit von Bakterien auf dem Öl bildete. Das Ergebnis ließ ihn fieberhaft weiterarbeiten: Die Flüssigkeit bestand ausschließlich aus unschädlichen Stoffen. Das aber konnte nur heißen, dass die Bakterien das Öl tatsächlich umwandelten! K. war jedoch weit davon entfernt, an die endgültige Lösung seiner Aufgabe zu glauben. Seine Bakterien erwiesen sich nämlich als sehr empfindlich. Ihr riesiger Sauerstoffbedarf führte dazu, dass sie nur an der Oberfläche des Öls leben konnten und dann sehr schnell abstarben. Die Flimmertierchen brauchten salziges Meerwasser und waren nur bei Temperaturen oberhalb 15 Grad lebensfähig. Außerdem konnten sie nur auf der Ölart existieren, die hier im Hafen verladen wurde. Kein anderes Öl aus der umfangreichen Sammlung erwies sich als geeigneter Nährboden.

Immerhin schrieb K. einen Artikel über seine Versuche und schickte ihn an eine Fachzeitschrift. Der Beitrag wurde gedruckt, aber von Fachkollegen kam keine Resonanz. Das Stipendium wurde um weitere zwei Jahre verlängert, sodass K. Zeit für neue Untersuchungen blieb. Da hatte er nun Bakterien, die Erdöl fraßen, aber sie vermehrten sich nicht schnell genug, waren wählerisch und benahmen sich überhaupt wie Mimosen! Wie aber sollte er das ändern? Mit seinem Ein-Mann-Unternehmen kam er da nicht weiter. Er

wusste, dass eine Chance darin bestand, die Bakterien extremen Bedingungen auszusetzen. Dabei war es möglich, dass Lebewesen mit geänderten Eigenschaften und Erbanlagen entstanden. Vielleicht waren seine „Ölfresser“ dabei? Schon längere Zeit war er mit einem Physiker befreundet, der an einer Universität der benachbarten Großstadt lehrte. Dieser beschaffte K. den Zugang zu seinen modernen Laboratorien. K. bestrahlte seine Zellkulturen mit ultraviolettem Licht, setzte sie energiereichen Röntgenstrahlen aus und behandelte sie mit den verschiedensten Chemikalien. Das Ergebnis war verheerend. Die meisten Bakterien überstanden die Behandlung nicht. Einige blieben am Leben, waren aber in der Regel nicht mehr zur Teilung fähig und oft missgebildet. K. versuchte es wieder und wieder. Nächtelang brütete er über den Protokollen. Heute nun hatte er wieder sein Labor betreten, um das Ergebnis der letzten Bestrahlung auszuwerten.

Zunächst glaubte er, sich im Regal geirrt zu haben. Die Gläser enthielten kein Öl, sondern waren mit weißlicher Flüssigkeit gefüllt. K. verglich noch einmal mit seinen Aufzeichnungen von gestern. Es stimmte. Die bestrahlten Bakterien hatten in einer Nacht das gesamte Erdöl im Glas umgewandelt! In der Vergrößerung machte er noch eine Entdeckung: Die Lebewesen hatten sich verändert. Fast kreisrunde Gebilde schwammen da durcheinander, – und am Rand trugen sie nicht wie gewohnt eine Vielzahl von Flimmerhärchen, sondern mehrere kräftige schwanzartige Geißeln, mit denen sie sich schnell fortbewegten. K. setzte s einem großen Kolben mit Öl die Bakterien zu, um den neuen Stamm schnell zu vermehren. Dabei machte er noch eine weitere Entdeckung: Zwei Gläser, die er gestern achtlos beiseite gestellt hatte, hatten sich gleichfalls verändert. Auch in ihnen entdeckte K. die Geißeltierchen. Die größte Überraschung für ihn jedoch war, dass die Bakterien erstmals Öl umgesetzt hatten, das nicht aus dem Hafen stammte. Diese Proben kamen von Ölfeldern an der Küste Neumexikos – mehrere tausend Kilometer entfernt.

Die erste Etappe schien gewonnen. K. arbeitete angespannt den ganzen Tag über. Spät in der Nacht war er sicher, einen wesentlichen Schritt vorangekommen zu sein. Seine „Ölfresser“ vermehrten sich erstaunlich schnell, waren viel widerstandsfähiger als ihre Vorfahren und vor allem: sie fraßen alles, was an Erdöl auch nur entfernt erinnerte. In den nächsten Tagen konnte K. feststellen, dass die Bakterien auch ohne Nahrung existieren konnten. Sie kapselten sich in Sporen ab, die sich aber bei Kontakt mit Erdöl auch nach Tagen noch sofort wieder zu gefräßigen Geißelträgern zurückbildeten.

Der Ölfraß erwies sich als sehr ansteckend. K. musste von nun an peinlich sauber arbeiten, da auch zufällig übertragene Sporen das Erdöl in den Gläsern schnell zersetzten. Das Buch, in dem K. seine täglichen Eintragungen machte, füllte sich mit immer neuen Beobachtungen. Alles aber bestätigte ihn in der Meinung, auf der richtigen Spur zu sein. Er setzte einen Bericht für seine Auftraggeber auf und brachte ihn zur Post. Die würden schon zufrieden sein mit dem Fortgang der Arbeit.

Als K. nach Hause zurückkehrte, trat ein Mann aus der Tür, grüßte und lief schnell die Straße hinunter. K. dachte nicht weiter darüber nach und ging an die Arbeit. Am nächsten Tag setzte er sich früh ins Auto, verpackte sorgfältig zwei Gläser und fuhr etwa eine Stunde an der Küste entlang, bis er eine abgelegene kleine Bucht erreichte. Das Wasser war bei dem seit Tagen vorherrschenden Südwind von Ölrückständen bedeckt. K. lief über den schmutzigen Sand und leerte vorsichtig eines der Gläser aus. Den Inhalt des zweiten Glases gab er auf der anderen Seite der Bucht ins Wasser. Am frühen Nachmittag verließ er erneut die Stadt und stellte das Auto in der Nähe der Bucht ab. Der Anblick ließ sein Herz schneller schlagen. Von beiden Ufern aus hatten sich weiße Halbkreise ausgebreitet und waren schon gut zehn Meter weit in die dunkle Ölfläche vorgedrungen. K. machte ein paar Fotos und sicherte einige Proben für sein Labor. Als er wieder zum Wagen ging, sah er eine Gestalt am Ufer, die ihm bekannt vorkam. Nachdenklich ließ er den Motor an, aber als die Stadt vor ihm auf tauchte, war er schon wieder gespannt auf die mikroskopischen Aufnahmen.

Als K. einige Tage später den Briefkasten leerte, fand er einen Brief seines Geldgebers. Dieser dankte freundlich für den Bericht und legte ihm nahe, doch auch einmal an Urlaub zu denken. In der Zwischenzeit werde der Bericht ausführlich geprüft. Geld für die nächsten beiden Monate lag dem Brief bei. K. machte noch einige abschließende Untersuchungen und fuhr danach wieder zur Bucht. Es war geschafft! Selbst die dicken Teerablagerungen am Strand hatten sich aufgehellt und waren brüchig geworden, an den meisten Stellen war alles Öl verschwunden. Weißlich-milchige Schwaden dehnten sich an der Wasseroberfläche aus.

Als K. durch die nächste Ortschaft fuhr, fragte er sich nach einem Telefon durch und bestellte auf dem Flughafen einen Platz für die nächste Maschine nach seiner Heimat. Morgen abend also. Es blieb noch etwas Zeit. Langsam fuhr er die Uferpromenade hinunter. K. genoss den ersten freien Abend seit langer Zeit.

Als er spät in der Nacht wieder zu seinem Wagen kam, wurde er bereits erwartet. Ein europäisch gekleideter Mann sprach ihn an. K. war bereit, ihn in die Stadt mitzunehmen. Unterwegs öffnete der Fremde seine schmale College Mappe und entnahm ihr einige Bilder. K. erkannte sofort Aufnahmen aus seiner Wohnung. Er bremste scharf. Da waren auch Kopien seiner Briefe und Berichte. Fragend sah er den anderen an.

„Wir wollen offen miteinander reden“, meinte dieser. „Über das Ziel Ihrer Arbeiten und die wesentlichsten Ergebnisse sind wir ziemlich gut informiert. Ich könnte Ihnen noch mehr Fotos zeigen ...“ – „Was wollen Sie von mir?“ K. wurde wütend. Was hatte er schon zu verbergen? Außerdem war er müde und wollte vor dem langen Flug noch einmal richtig ausschlafen. Und nun kam dieser wichtigtuerische Kerl und hielt ihn ab. „Um es kurz zu machen“, meinte der andere, „ich biete Ihnen im Auftrag meiner Regierung 50000 Dollar für alle bisher erzielten Ergebnisse und das Doppelte Ihrer bisherigen Bezüge, wenn Sie von jetzt an für uns arbeiten. Wir stellen ein Labor zur Verfügung, das nach Ihren Wünschen eingerichtet wird, und einige Leute, die Ihnen helfen werden. Aber das Angebot kommt sicher etwas überraschend für Sie. Sie sollen in Ruhe überlegen. Mit uns kann man über alles reden. Hier ist meine Telefonnummer.“ Er schrieb etwas auf eine Karte und reichte sie zu K. hinüber. 'René Kossel', las dieser und überlegte fieberhaft. Was sollte das Ganze? Wofür eigentlich bot man ihm diese märchenhafte Summe? Und wer steckte dahinter? „Hier können Sie mich absetzen“, unterbrach ihn der Fremde. K. ließ ihn an der nächsten Ecke aus dem Wagen.

Zu Hause ging er zuerst in sein Labor. Dunkel standen die Reihen der Gläser. K. warf sich angekleidet aufs Bett und versuchte, einen Sinn in die Ereignisse der letzten Stunden zu bringen. Er erwachte mit einem unguuten Gefühl. Miserabel hatte er geschlafen. Aber die Lösung war ihm nicht eingefallen. Er begann im Schrank zu kramen, holte die Koffer hervor, aber immer wieder ertappte er sich beim Träumen. War das nicht seine große Chance? Er, der berühmte K., saubere Meere ... Du spinnst, Junge, sagte er sich, und packte langsam weiter. Später betrat er noch einmal sein Labor, um alles für die Zeit der Abwesenheit einzurichten. Er setzte einige Kulturen neu an und räumte die Tische auf. Ab und zu fiel sein Blick auf den Zettel, der neben dem Telefon lag. Aber warum sollte er anrufen? Was wusste er, was das für Leute, waren, die sich da plötzlich für ihn interessierten?

Das Telefonläuten schreckte ihn auf. Die Stimme am anderen Ende der Leitung kam K. bekannt vor. „Monsieur K., Sie haben sicher über unser Angebot nachgedacht. Sagt es Ihnen zu? Oder haben Sie andere Vorstellungen? Ich würde mich gern noch einmal mit Ihnen unterhalten. Passt es Ihnen in etwa einer Viertelstunde in dem Bistro in Ihrer Straße?“ K. sagte nach einem Blick auf die Uhr zögernd zu, bat aber mit Rücksicht auf seinen Flugtermin um eine nur kurze Unterredung. Der andere dankte und hängte ein. Wenig später saß K. seiner nächtlichen Bekanntschaft in einer kleinen Vorstadtkneipe gegenüber. Der andere hatte ihm einen Vertragsentwurf vorgelegt, der im Wesentlichen das gestrige Angebot enthielt. Nur das monatliche Entgelt war noch nicht eingetragen.

Kossel schlug einen höheren Betrag vor. K. schob das Papier zurück und fragte: „Was interessiert Sie und Ihre Auftraggeber eigentlich so an meiner Arbeit? Die Patente habe ich angemeldet, Sie können sie kaufen und kämen dabei wesentlich billiger. Was soll das alles?“ – „Schon seit zwei Jahren sind meine Leute hinter Ihnen her,“ meinte der andere und zog eine Zigaretenschachtel aus der Tasche. „Wir haben Ihre Versuche seit einem sehr frühen Stadium verfolgt und sind überzeugt, dass Sie hier an einer Art Superbombe basteln – vielleicht ohne es selbst zu wissen, Glücklicherweise haben die anderen bisher Ihre Versuche kaum zur Kenntnis genommen.“ Superbombe? Und er sollte daran beteiligt sein? In K.s Kopf begann es zu drehen. Er begriff einfach nicht, was der andere von ihm wollte. Das Geld, diese Geheimniskrämerei ... K. stand plötzlich auf. „Ihr Angebot ist sicher großzügig. Aber ich möchte das alles doch erst einmal in Ruhe überlegen. Wissen Sie, ich stehe in der Sache immerhin unter Vertrag. Ich kann die Leute nicht so enttäuschen. Außerdem weiß ich noch immer nicht, für wen Sie eigentlich arbeiten. Und was Ihnen an meinen Bakterien so wertvoll erscheint ... Ich muss fort“, unterbrach er sich, meine Maschine geht in zwei Stunden, und bis dahin ist noch einiges zu erledigen. Guten Tag. Es tut mir leid.“ „Sie werden nicht fliegen“, sagte der andere leichthin. „Sie müssen verstehen: In diesem Stadium Ihrer Versuche sind Sie viel zu wertvoll für uns, als dass wir Sie aus den Augen lassen könnten. Ich habe Ihren Flug bereits annullieren lassen. Ich hoffe doch, dass wir zusammenarbeiten werden.“ Was sollte das nun wieder? K. war ratlos. Wenn diese Leute nicht wollten, dass er flog, dann hatten sie sicher noch andere Mittel, um ihn zum Bleiben zu zwingen. Da war es schon klüger mitzuspielen. Er setzte sich wieder.

„Sie können sich wahrscheinlich denken, dass meine Gefühle für Sie nicht gerade die freundlichsten sind, Kossel – oder wie Sie in Wirklichkeit heißen mögen. Aber im Moment sitzen Sie am längeren Hebel. Was wollen Sie?“ Der andere lächelte, legte seine Autoschlüssel auf den Tisch und zeigte nach draußen. „Da steht mein Wagen. Ich möchte Ihnen etwas zeigen, was sie sicher interessiert.“ Sie zahlten, schoben die leeren Gläser über das Buffet und stiegen draußen in ein gelbes Cabriolet. Bald erreichten sie die Küstenstraße. Die Bucht! – Schoß es K. durch den Kopf. Aber bereits einige hundert Meter vorher bremste sein Begleiter scharf und zeigte nach vorn. „Da sind Spezialisten von uns seit gestern dabei, Ihre lieben Tierchen zu beseitigen.“ Am Ufer stand ein Tankfahrzeug. Mit langen Schläuchen saugten einige Männer die weiße Schicht von der Wasseroberfläche ab. Bis hierher also hatten sich die Bakterien seit gestern durchgefressen!

„In der Bucht und auf der anderen Seite stehen noch drei Fahrzeuge. Wir hoffen, bis heute Abend fertig zu sein. Zuerst haben wir versucht, die Tiere einfach zu verbrennen, aber das Benzinbad haben sie überlebt. Haben Sie das eigentlich gewusst, dass Ihre Öltierchen so widerstandsfähig sind?“ Der Stolz, den K. empfand, wich bald wieder einer unerträglichen Spannung. „Was soll bloß dieser Aufwand“, fragte er. „Haben Sie sich eigentlich überlegt, wie Sie die Fresslust Ihrer Bakterien in Schach halten wollen, wenn sie weiter und weiter fressen, vielleicht sogar einen Tanker befallen oder eine Pipeline...?“ Der andere brauchte nicht weiterzusprechen. Schlagartig wurde K. Seine Situation klar. Darüber hatte er tatsächlich noch nie nachgedacht. Zwar starben auch die Sporen nach einigen Tagen ohne Nahrung ab, aber was würde geschehen, wenn sie immer wieder etwas zu fressen fanden? Sie würden sich explosionsartig ausbreiten, wer sollte sie stoppen? Der andere schien K.s Gedanken zu erraten. „Ihre Idee, der tödlichen Ölverseuchung der Meere auf diese Weise beizukommen, ist löblich und sicher auch durchführbar. Aber im Moment fehlt uns noch ein Gegengift zu der Seuche, die Sie das herangezüchtet haben“. Er sah K. prüfend an. Vielleicht war die Begegnung mit diesem Kossel doch gut gewesen? Der andere redete weiter: „Und dann gibt es noch den Aspekt unserer nationalen Sicherheit. Ihre Erfindung versetzt uns – einige Verbesserungen vorausgesetzt – in die Lage, eine nahezu unübertreffliche Waffe in die Hand zu bekommen. Mein kleines Land hätte nie das Potential gehabt, um Nuklearwaffen herzustellen. Aber mit diesen Tierchen haben wir jeden Gegner in der Hand, sofern er nur irgendwie von Erdöl abhängig ist. Und wer ist das nicht?“

Wer den Ölmarkt in der Hand hat, spielt in der Weltpolitik eine entscheidende Rolle. Und in Zukunft werden wir die Hähne auf- und zudrehen – dank Ihrer Tierchen!“ Triumphierend sah er K. an, erwartungsvoll, welchen Eindruck wohl seine Eröffnung auf ihn gemacht hatte. K. lief es eiskalt den Rücken hinunter. So war das also. Und dabei sollte er mithelfen? Ihm wurde die tödliche Bedrohung bewusst, mit der er jetzt zu leben hatte. Um zu der neuen Waffe zu kommen, waren diese Leute sicherlich zu allem fähig. Er überlegte fieberhaft. Aber die Vision, die der andere da eben entwickelt hatte, war wohl kaum zu entkräften. Nach allem, was K. von seinen Bakterien wusste, war es schon vorstellbar, dass man nur ein Bohrloch verseuchen musste, und innerhalb kurzer Zeit würden riesige Ölfelder nur noch aus dieser weißlichen Flüssigkeit bestehen. Die Schäden waren nicht abzusehen. Niemand würde ahnen, was da vor sich ging.

Aber warum hatte man nicht einfach einige seiner Gläser gestohlen? Warum zog man ihn nun noch in diese dunkle Geschichte hinein. Diese Leute wussten doch alles über seine Versuche. Oder vielleicht doch nicht ...? Vermuteten sie, dass er noch mehr entdeckt, nicht all seine Erkenntnisse in den Berichten niedergelegt hatte? Sein Protokollbuch! – Sollten sie es nicht gefunden haben? K. hatte es, einer kleinen Verrücktheit aus seiner Kindheit folgend, immer unter seinem Kopfkissen aufbewahrt. Dort hatte es auch vor wenigen Stunden noch gelegen. In den Tabellen stand wirklich noch einiges, was nicht in die Berichte eingegangen war. Unvollständige Versuche, besonders die, in denen er die Bakterien den verschiedensten Einflüssen ausgesetzt hatte, um ihre Überlebenschancen zu untersuchen. Also gerade das, was er bisher als nebensächlich angesehen hatte und was nun auf einmal solch eine Bedeutung erlangt hatte! Viel war es nicht, und vor allem half ihm das alles im Moment nicht weiter. –

Die Männer am Tankfahrzeug arbeiteten ohne Pause in der glühenden Hitze des frühen Nachmittags. Kossel stand neben dem Wagen. Als er bemerkte, dass K. ihn ansah, lehnte er sich zum Fenster hinunter und wagte: „Vielleicht hat Ihnen das die Entscheidung etwas erleichtert. Der Vertrag liegt in der Tasche neben Ihnen.“ K. unterdrückte die in ihm aufsteigende Wut. Ihm wurde klar: Er musste jetzt einfach weiterarbeiten, vielleicht war doch noch etwas zu retten. Und da war es dann schon besser, wenn er wirklich alles erfuhr, was mit den Bakterien geschehen würde. „Mir bleibt ja kaum eine andere Wahl“, meinte er, indem er den angebotenen Stift ergriff und sein Signum auf das Papier setzte.

Kossel nahm ihm den Vertrag aus der Hand, stutzte, als er die märchenhaft hohe Summe bemerkte, die K. als monatliche Abfindung für sich eingesetzt hatte, und legte den Zettel wieder in die Mappe. „Ich wusste, dass wir uns einigen würden. Können wir jetzt zurückfahren?“ K. nickte.

Einige Tage später setzte K. die Arbeiten in seinem Labor fort. Sein plötzliches Verschwinden werde zuviel Verdacht erregen, hatte ihm Kossel erklärt, aber in einigen Wochen könne er mit seiner Einrichtung an die neue Arbeitsstelle gebracht werden. K. beugte sich gerade über sein Mikroskop, als Kossel hereinstürzte. Er sah ärgerlich aus und machte auch kein Hehl aus seiner Stimmung. „Ihre Mistviecher machen uns ganz schön zu schaffen“, brüllte er. „Meine Leute haben Tag und Nacht geschuftet wie die Pferde, aber die sind einfach nicht totzukriegen. Alles haben wir versucht – nochmal Feuer, Chlorkalk, was weiß ich für Giftzeug – und gepumpt, gepumpt – alles hat nicht geholfen. Sie fressen sich immer weiter die Küste entlang und werden bei diesem Tempo in spätestens drei Tagen das Hafenbecken erreichen. Lassen Sie sich doch mal was einfallen!“ Er setzte sich und starrte auf die Gläser. K. schwieg. Jetzt auch das noch. Was er vor noch nicht einmal einer Woche in der Bucht als seinen bisher größten Erfolg gefeiert hatte, würde es nun in einer Katastrophe enden? Noch ahnte kaum jemand etwas von der weißen Pest, die da unaufhaltsam herankroch. Beinahe wäre auch er nach Hause geflogen, ohne von alledem etwas zu wissen. Und ausgerechnet dieser Monsieur Kossel hatte ihn aufklären müssen. K. sah einfach keinen Ausweg. „Mir wird das nämlich langsam zu heiß“ meinte Kossel, „meine Auftraggeber wollen die neue Bombe, aber nicht gleich eine Premiere, bei

der niemand die Folgen absieht. Mensch, tun Sie was, wir müssen das Zeug in den Griff kriegen, ehe jemand Wind von der Sache bekommt. Suchen Sie was, womit Sie die Tiere sicher töten können, es ist unsere einzige Chance!“ Endlich einmal bin ich mit dir einer Meinung, dachte K. Sie wechselten noch einige Sätze und vereinbarten, dass Kossel K. über das Telefon auf dem Laufenden halten solle. Dann ließ K. den anderen stehen und setzte sich wieder an sein Mikroskop.

Kossel hatte sich nicht verschätzt. Als K. zwei Tage später sofort nach dem Erwachen ans Fenster trat und zur Hafeneinfahrt hinübersah, konnte er mit bloßen Auge draußen weit hinter der Mole helle Flecken erkennen. Auch sein Fernglas half ihm nicht weiter: Es zeigte undeutlich eine hell gefärbte Wasserfläche. Das waren die Bakterien! Die Leute von Kossel hatten es auch in der Nacht nicht geschafft.

K.s Versuche waren an einem toten Punkt angekommen. Zwar war es ihm gelungen, eine Anzahl von Stoffen zu finden, die tödlich auf die Bakterien wirkten. Aber es handelte sich entweder um hochgiftige Substanzen, die auch jedes andere Leben in unvorhersehbarem Ausmaß ausrotten würden und zudem kaum in den benötigten Mengen zu beschaffen waren, oder die Stoffe wirkten nur bei hohen Temperaturen, und auch das ließ sich im Meer nicht verwirklichen. K. untersuchte jede Möglichkeit, die sich bot. Er kam nicht weiter. Und nun lähmte ihn seit dem Morgen dieser weiße Fleck, der sich stetig vergrößerte. Das konnte er zwar von seinem Fenster aus noch nicht erkennen, aber die erregten Anrufe Kossels waren deutlich genug.

Seit gestern beeinflusste ein Streik die Arbeit im Hafen, sodass nur ein Tanker drüben an der Pier lag. Viele Schiffe waren in andere Häfen umgeleitet worden.

Später besuchte ihn Kossel. Er brachte Proben der weißen Flüssigkeit aus der Bucht und von mehreren Stellen der Uferlinie mit. K. hatte ihn darum gebeten. Hastig bereitete er die Präparate vor und betrachtete sie der Reihe nach unter dem Mikroskop. Seine Vermutung war richtig gewesen. Wenigstens ein Erfolg an diesem schwarzen Tag! Nun wusste er endlich, wie lange eigentlich die Bakterien da draußen ohne Öl am Leben blieben. Die Stellen, an denen die Bakterien vor mehr als vier Tagen das letzte Öl zersetzt hatten, enthielten in der weißen Schicht weder lebende Zellen noch lebensfähige Sporen. Genauer konnte K. den Zeitraum nicht ermitteln. Vier Tage also. Er antwortete ausweichend auf die Fragen Kossels und schickte ihn dann mit dem Hinweis auf seine Arbeit fort.

Gegen Abend war der weiße Fleck merklich näher gerückt und zeichnete sich deutlich gegen das dunkle Öl ab. Am schnellsten drangen die Bakterien am Ufer vor, da sich hier eine zusammenhängende Schicht von Öl und Teer gebildet hatte.

K. lag schlaflos auf seinem Bett.

Morgen würden die Bakterien den inneren Hafen erreicht haben. Und niemand konnte sie aufhalten. Hoffentlich fuhr wenigstens der Tanker dort drüben noch rechtzeitig ab, ehe auch seine Ladung verseucht war! Man musste die Leute doch wenigstens warnen! Aber Kossel hatte ihn davon zurückgehalten. Und außerdem – wer würde eine solche Warnung überhaupt ernst nehmen? Auslachen würde man ihn. K. erhob sich wieder und arbeitete im Schein der Neonleuchten weiter. Irgendetwas musste er ja schließlich tun! Als die Dämmerung den Blick auf den Hafen wieder freigab, war deutlich zu erkennen, dass weiße Schlieren überall im Wasser des Hafenbeckens trieben. Der Tanker lag noch immer vor Anker. K. hielt es nicht länger. Er musste hinaus. Fröstelnd eilte er durch den Morgen die Straße hinunter. Als er an der Pier stand, trieb direkt unter ihm einer der weißen Flecken dahin. Es war zu spät! Der Tanker lag fest vertäut am Öldock. Aus mehreren Rohren schoss in dicken Strömen das schwarze Öl in die Tanks des Riesen. Den Gesprächen der Hafearbeiter entnahm K., dass es noch einige Stunden dauern würde. Und immer wieder wurde sein Blick magisch von der Wasseroberfläche angezogen, wo sich die Bakterien immer weiter im Hafen ausbreiteten. Stundenlang lief er ziellos durch die Stadt. Aber was hätte er tun können? Irgendwann musste es zur Katastrophe kommen. Außer ihm, dem unsichtbaren Kossel und noch einigen Leuten ahnte niemand etwas. Die Menschen eilten

durch die Straßen, gingen ihrer gewohnten Arbeit nach, das bunte Markttreiben setzte ein wie immer. Gegen Mittag wurden die Luken des Tankers geschlossen. Aber das Schiff lag schon seit Stunden inmitten der unscheinbaren weißen Flecken. Sicher waren die Bakterien längst in die Tanks vorgedrungen. Spät am Nachmittag verließ das Schiff den Hafen. Das Öl würde sein Ziel nie erreichen! Kossel beobachtete neben K. das Auslaufen des Tankers. Er hatte K. schwere Vorwürfe gemacht, als er ihn irgendwo in der Stadt aufspürte. Er müsse immer informiert sein, wo K. sich aufhalte. „Von jetzt an sehe ich mich gezwungen, einen meiner Leute auf Sie anzusetzen. Es tut mir leid, aber es geht nicht anders, wenn Sie sich nicht an die Spielregeln halten ...“ So hatte er gedroht, und seitdem hielt sich ein Mann ständig in K.s Nähe auf

Der Tanker war nach Südamerika unterwegs, hatte K. noch erfahren können. Das dauerte mindestens zwei Wochen. Bis dahin wurde das Öl längst vernichtet sein, und die weiße Masse würde nur noch tote Bakterien in sich tragen. Die Pest könnte also wenigstens dort kein weiteres Unheil anrichten.

Pest, weiße Pest – das war der richtige Name! Hier im Hafen würde sie unaufhaltsam um sich greifen. Sicher waren schon morgen wieder Tankschiffe zu erwarten. Und ständig strömte neues Öl durch die Pipelines in die großen Lagerbehälter am Hafen. Hoffentlich gelang es wenigstens, das Vordringen der Pest dorthin zu verhindern. K. zermartete sich den Kopf. Ihm musste etwas einfallen! Kossel unterbrach sein Schweigen: „In den nächsten Tagen werden keine Schiffe den Hafen anlaufen. Wir haben Bombendrohungen an die Reedereien durchgegeben, und bis zur Klärung wird sicher eine Woche vergehen. Sie haben also etwas Luft gewonnen, bis Ihnen etwas einfällt. Sind Sie irgendwie weitergekommen?“ K. verneinte. Als sie den Hafen verließen, waren kaum noch dunkle Ölflecken auf dem Wasser zu entdecken. Die Bakterien hatten die erste Schlacht gewonnen.

Es war zwei Tage später. K. hatte gerade eine erfolgversprechende Versuchsreihe abgeschlossen und hatte sich auf sein Bett gelegt. In den vergangenen Tagen war er kaum zum Schlafen gekommen, und das machte sich jetzt bemerkbar. Seine alte Ruhe hatte er fast wieder erlangt. Alles schien sich zum Guten wenden zu wollen. Ein starker Nordost-Sturm hatte die Pest an der Küste gestoppt. Die weißen Felder waren weit ins Meer hinausgetrieben worden, wo sie kaum weitere Nahrung finden würden. Der Hafen war schon lange vollständig von einer hellen Schicht bedeckt, Bisher hatte niemand in der Stadt etwas von der unheimlichen Bedrohung bemerkt. Noch zwei, drei Tage – dann konnte der Spuk vorbei sein! Der schrille Ton des Telefons schreckte K. von seinem Lager hoch. Am anderen Ende der Leitung schrie Kossel irgendetwas in die Muschel. Erst nach einer ganzen Weile verstand K., dass etwas Furchtbares geschehen sein musste. Kossel schilderte ihm in abgehackten Sätzen, dass die weiße Pest auf die Öltanks im Hafen übergegriffen hatte.

Schon während der vergangenen Nacht hatten Arbeiter bei einer Kontrolle bemerkt, dass der Inhalt eines der riesigen Behälter sich verfärbt hatte. Als man nun am Morgen eine Probe entnehmen wollte, um das Öl zu prüfen, hatte sich gezeigt, dass mehr als die Hälfte des Inhalts nur noch aus jener weißlichen Flüssigkeit bestand. Der Verdacht der Behörden bestand derzeit darin, dass man einen Betrug vermutete. Aber bald musste sich das ja aufklären. Und außerdem würden die Bakterien nicht untätig bleiben. Da die Tanks untereinander verbunden waren, musste die Pest bald alle erfasst haben. Vielleicht enthielten auch die anderen Behälter längst nur noch die wertlose und doch so gefährliche weiße Flüssigkeit? K. schwieg ratlos. Also waren die Hoffnungen doch verfrüht gewesen. Er verabredete sich mit Kossel am Ölhafen und brauste wenig später in seinem Wagen die Straße hinunter.

Vor den Tanks diskutierte eine erregte Menge die Entdeckungen der letzten Nacht. Einige Polizisten drängten die Leute zurück. Angestellte der Ölgesellschaft standen unmittelbar neben dem Behälter. Als K. sich Ihnen näherte, sah er, wie aus einem Hahn die helle Flüssigkeit austrat und schnell im Sand versickerte, Kossel wich nicht von seiner Seite.

Die Überlegenheit, mit der er bisher stets aufgetreten war, hatte einer grenzenlosen Angst Platz gemacht. Wahrscheinlich machten seine Auftraggeber ihn für alles verantwortlich. K. bat Kossel, hierzubleiben und ihn telefonisch über die weitere Entwicklung zu unterrichten. Zu Hause stürzte er sich sofort wieder in die Arbeit. Als er vorhin aufgehört hatte, war er auf eine heiße Spur gestoßen. Wenn auch dabei nichts herauskommen würde, war es endgültig aus!

Sorgfältig füllte er eine Ölprobe in den Glas-Kolben, erhitze eine wasserklare Flüssigkeit und gab sie langsam dazu. Das wiederholte er immer wieder, indem er die Temperatur ständig steigerte. Jede Probe wurde nach etwa zehn Minuten abgekühlt und unter das Mikroskop gebracht.

Drei Stunden später reinigte K. die Geräte. Jetzt musste ein größerer Versuch zeigen, ob seine Annahme zutraf. In der Ecke stand eine größere Wanne. In diese füllte K. zunächst aus einem Vorratsgefäß Meerwasser und gab anschließend ein Glas mit der weißen Flüssigkeit dazu. Anschließend goss er noch etwas Erdöl dazu. Aus dem Nachbarräum holte er eine große Vorratsflasche mit jener wasserklaren Flüssigkeit. Er erhitze diese in einen großen Topf bis zum Sieden. Dann goss er den Topf über der Wanne aus. Als sich deren Inhalt nach einer Viertelstunde etwas abgekühlt hatte, entnahm K. vorsichtig mehrere Proben der schmutzig-weißen Schicht auf der Oberfläche. Unter dem Mikroskop zeigten sich nur noch leblose Zellen. Dieses Verfahren musste sich auch im großen Maßstab durchführen lassen! K. hatte da schon einige Vorstellungen. Zunächst jedoch machte er noch einige weitere Versuche, um ganz sicher zu gehen. Als Kossel ihn anrief, um mitzuteilen, dass drei weitere Behälter verseucht seien, blieb K. erstaunlich ruhig und bestellte Kossel für den Abend in seine Wohnung. Dann legte er sich hin, um bis dahin noch ein wenig abzuschalten. Bald war er fest eingeschlafen.

Als Kossel eintraf, legte ihm K. einen Zettel hin. „Jetzt können Ihre Leute mal zeigen, ob sie auch etwas Vernünftiges zustande bringen“, begann er. „Was auf dem Zettel steht, muss so schnell wie möglich herangeschafft werden. Wo Sie hier in der Wüste dreitausend Liter Salpetersäure bekommen können, weiß ich auch nicht – vielleicht drüben in Bahrein? Die Säure muss unbedingt hochkonzentriert sein. Das Übrige sind Kleinigkeiten. Dann habe ich heute unten am Hafen einige Tankfahrzeuge gesehen, mit denen flüssiges Bitumen für den Straßenbau abgefahren wird. So eine Maschine brauchen wir auch – und sie muss mit Heizung für den Tank ausgerüstet sein. Sie können ruhig eine mieten, die innen mit Teer verklebt ist, dann frisst sich die Säure nicht so schnell durch. Außerdem wäre es gut, wenn Sie von einer der Gemüseplantagen da drüben am Hang eine komplette Berieselungsanlage beschaffen könnten – ich brauche mindestens 50 Meter Rohre, aus Edelstahl.“ Kossel blickte ziemlich verständnislos, machte sich jedoch einige Notizen. „Ist das so zu verstehen,“ fragte er, „dass Sie die Lösung haben?“ – „Ich hoffe es,“ erwiderte K., „und da uns keine Zeit bleibt, müssen wir es versuchen. Haben Sie eigentlich den Auftrag bekommen?“ Kossel bestätigte, dass es gelungen sei, von der Ölgesellschaft die Genehmigung zur Untersuchung der Tankaffäre zu bekommen. „Auch dort arbeiten Leute von uns, und da ließ sich einiges so drehen, dass am Ende nur wir dafür geeignet erschienen.“ K. war zufrieden. Unter diesen Bedingungen mussten sie wenigstens nicht heimlich arbeiten, sondern konnten die Bekämpfung in aller Ruhe vorbereiten. Er diktierte Kossel noch einige Wünsche und bat ihn, alles bis spätestens morgen Mittag zu erledigen. Dann stieg er mit in Kossels Wagen, um selbst in der Stadt noch einiges zu besorgen, Auf dem Rückweg lief K. nochmals in das Hafengelände. Die Tanks wurden jetzt von Polizei bewacht, aber der Ausweis, den K. von Kossel erhalten hatte, machte den Zugang frei. Von einem Arbeiter erfuhr K., dass die Pest inzwischen wahrscheinlich alle Tanks erfasst hatte. Die Ölzufuhr aus dem Landesinneren sei vorläufig gestoppt worden. K. ging zur Pumpstation, an der die Pipeline endete. Auf seine Aufforderung hin öffneten die Arbeiter kurz einen Hahn an der Leitung. Dunkel schoss das Öl in den Sand. Bis hierher schienen die Bakterien noch nicht vorgedrungen zu sein. K. gab einige Anweisungen, die Leitungen

so weit wie möglich zu leeren und mit heißer Seifenlauge auszuspülen. Nach einem Blick in den Ausweis gingen die Arbeiter daran, seine Anordnungen auszuführen. Später telefonierte er mit dem Krisenstab der Ölgesellschaft und setzte durch, dass ab sofort wieder Öl durch die Leitung geschickt werden sollte. Vielleicht konnte man durch die starke Strömung das weitere Vordringen der Bakterien in der Leitung aufhalten. K. ließ im Hafen seine Telefonnummer zurück und bat, ihn über jede Störung sofort zu unterrichten. Dann nahm er ein Taxi nach Hause, um dort nochmals in Ruhe seinen Plan zu durchdenken.

Spät am Abend kam ein Anruf. Im Inneren der Pumpstation war die weißliche Flüssigkeit gefunden worden. K. wiederholte seine Anweisung, die Rohre ständig zu spülen. Mehr konnte er jetzt nicht tun. Nach Mitternacht schloss er sein Protokollbuch, legte es unter das Kopfkissen und schlief wenig später ein.

Als er aus einem traumlosen Schlaf erwacht war, wählte K. sofort die Nummer der Pumpstation. Man hatte schon seit Stunden versucht, ihn zu erreichen. Seine Befürchtungen waren eingetroffen. Die Bakterien hatten die Pumpstation überwunden und fraßen sich in der Pipeline vorwärts. Wenn es jetzt nicht gelang, sie aufzuhalten, kam jede Maßnahme zu spät. Würde die weiße Pest erst die Ölfelder erreicht haben, war der Schaden nicht mehr abzusehen. Die Bohrtürme würden bald nur noch eine weißliche Brühe an die Oberfläche pumpen. Unter der Erde konnte die Pest immer neue Lagerstätten erfassen. In diesen ölreichen Gebieten des Mittleren Ostens war gar nicht abzusehen, ob es überhaupt ein Ende der Ölvernichtung geben konnte, Ölverknappung, Energiekrise ... das ganze Ausmaß der Katastrophe war schwer vorstellbar.

K. erkundigte sich, in welcher Entfernung die nächste Station an der Leitung errichtet war und ließ sich den Aufbau der Anlage schildern. Dann rief er Kossels Nummer an. Dieser war nicht da, aber eine unbekannte Stimme versicherte K., dass nahezu alle Posten auf der Liste bereits erledigt seien. Kossel werde sich in etwa einer Stunde selbst melden. K. wartete ungeduldig. Jetzt ging es um jede Stunde. Noch bevor die Bakterien die zehn Kilometer bis zur nächsten Pumpstation überwunden hatten, mussten sie handeln. Denn die ersten Fördertürme lagen nur wenige Kilometer dahinter in der Wüste. Kossel kam. Er sah müde aus. „Ich habe die Säure“, sagte er. „Sogar fast viertausend Liter. Die Fässer sind in einen Fabrikhof gebracht worden, einige Minuten von hier. Dort steht auch das Tankfahrzeug. Ich habe nur eine alte Klapperkiste bekommen, aber die Heizung funktioniert. Ein paar von den übrigen Sachen auf Ihrer Liste habe ich auch dorthin bringen lassen, der Rest ist in der Tasche hier.“ – K. öffnete die Aktenmappe. „Sie wissen sicher schon, dass unsere Tierchen bereits in der Pipeline sind?“ Kossel nickte. „Und was haben Sie nun vor?“, fragte er K. Dieser erläuterte ihm nun den Plan und verabredete mit ihm die Einzelheiten für den Nachmittag. Dann gingen sie zusammen in den Fabrikhof hinüber.

Am frühen Nachmittag fuhr eine kleine Fahrzeugkolonne aus der Stadt nach Norden. Sie folgte der Straße, die im Abstand von etwa hundert Metern parallel zu der Pipeline verlief, die den Hafen mit Öl versorgte. K. saß mit in Kossels Wagen. Neben ihm lehnte sich ein Beauftragter der Ölgesellschaft in die Polster. Hinter ihnen fuhr der Tankwagen, dessen Heizanlage K. noch einmal überprüft hatte. Dann folgte noch ein Lastwagen mit den Säurefässern und einigen Geräten. Zwischen den Fässern saßen fünf von Kossels Leuten.

Nach den Berechnungen von K. würden die Bakterien für die Entfernung von zehn Kilometern fast einen Tag brauchen. Das war selbst unter ungünstigen Annahmen kaum vor morgen früh. Es blieb also noch etwas Zeit. Man merkte der Straße an, dass sie seit dem Bau der Ölleitung kaum noch benutzt worden war. Stellenweise war sie vom Sand völlig verweht, sodass die Kolonne nur langsam vorwärts kam. Nach einer Stunde kam die Station in Sicht. Sie war normalerweise nicht besetzt, da alle Pumpen vollautomatisch vom Hafen aus gesteuert wurden. Jetzt aber erwarteten mehrere Männer die Ankömmlinge.

Während Kossels Leute die Wagen entluden, ließ sich K. die Anlage zeigen. Bald hatte er eine Stelle gefunden, die ihm geeignet erschien. Er gab Kossel einige Hinweise und ging zum Tankwagen. Die Heizung schaffte 120 Grad. Das reichte, um das Bitumen für den

Straßenbelag flüssig zu halten. Es würde auch reichen, um die Säure zum Kochen zu bringen. Nicht ganz 34 Fässer fasste der Tank. Die überlaufende Säure hinterließ deutliche Spuren auf dem bauchigen Körper des Fahrzeugs. K. warf den Motor wieder an und drehte an einigen Schaltern. Jetzt würde die Flüssigkeit langsam aufgeheizt werden. Das konnte gut eine halbe Stunde dauern. K. befahl, den Ölstrom zu stoppen. Inzwischen lösten die Männer einen der Flansche am Rohr, in dem die Bakterien unaufhaltsam herandrückten. Das Öl schoss zunächst in einem dicken Strahl aus der Öffnung, der jedoch schnell versiegte. Die Pumpe arbeitete nicht mehr. Während zwei der Männer an der Öffnung eine Schlauchleitung anbrachten, mischte K. in einem Eimer zwei zähe Flüssigkeiten miteinander. Als der Schlauch fest auf der Leitung saß, goss er den Inhalt des Gefäßes vorsichtig über einen Trichter hinein. Der Kunststoff, denn um einen solchen handelte es sich, würde nun ein Stück weit in die leergelaufene Leitung eindringen und dort aufschäumen. In zwanzig Minuten konnte er schon ausgehärtet sein. Der erste Schritt war getan.

Trotzdem war zu erwarten, dass einige Bakterien diese Sperre überwinden konnten. Das musste die Säure erledigen. Sie war inzwischen heiß. K. bedeutete den Männern, den Schlauch mit dem anderen Ende am Tankwagen anzuschließen. Jetzt musste es schnell gehen, damit nicht auch der Zuleitungsschlauch vom Kunststoff verstopft wurde. Nach wenigen Minuten schon strömte die ätzende Flüssigkeit in die Ölleitung. Reichlich zweitausend Liter flossen in das Rohr. Dann stockte der Strom. K. schloss befriedigt den Hahn. Das hieß, dass jetzt auf einer Länge von fast dreißig Metern die Ölleitung mit kochender Säure gefüllt war. Das würde die weiße Pest zum Stehen bringen! Allerdings musste die Säure noch etwa zwei Tage heiß bleiben. Vielleicht schaffte das die Isolierung, die das Rohr in einer dicken Schicht umschloss? Darauf konnten sie sich nicht verlassen. K. ließ unter der Leitung einige starke Ölbrenner anbringen, die bei Bedarf die erforderliche Temperatur halten würden. Auch Kossel sah zufrieden aus. Er würde bis morgen Abend an der Station bleiben. K. erklärte den Männern die Bedienung der Heizung. Gegen Abend sollten sie noch einmal heiße Säure in das Rohr geben. Das musste dann reichen. K. prüfte die Temperatur an der Ölleitung. Die Lösung im Inneren hatte sich bisher kaum abgekühlt. Jetzt war es fast geschafft. Kossel hatte über seine dunklen Beziehungen erreichen können, dass in den nächsten Tagen keine Schiffe den Hafen anlaufen würden. Die Ölgesellschaft und die städtischen Behörden tappten immer noch im Dunkel mit ihren Untersuchungen über die geheimnisvolle Ölkrankheit. Immerhin hatten Sie unter dem Einfluss Kossels angeordnet, dass die Ölleitung frühestens Ende der nächsten Woche wieder mit Öl beschickt werden durfte. Bis dahin sollten auch die Hafentanks und alle Rohrleitungen intensiv gereinigt werden. Dann würde die Gefahr längst vorüber sein. Schon in drei Tagen lebte keine der Bakterien mehr. Sie waren zu gefräßig gewesen – es gab kein Öl mehr in Ras Tannurah, das nicht längst von ihnen befallen und vernichtet war. Nur in der Pipeline bewegte sich die Pest noch vorwärts, aber die Falle war gestellt. Sollten sie kommen!

K. unterhielt sich mit den Angestellten der Ölgesellschaft über die nach der Säurefüllung notwendige Reparatur der Pumpstation. Dann sprach er noch einmal mit Kossel über die möglichen Komplikationen in den kommenden Stunden. Im Davonfahren winkte er den Zurückbleibenden und raste durch den Sand auf die Stadt zu. Von der ersten Telefonzelle aus rief er den Flughafen an. Dann trug ihn Kossels Wagen zu seiner Wohnung. Hier gab es noch etwas Wichtiges zu erledigen. K. betrat sein Labor, wählte anhand der Aufzeichnungen in seinen Protokollen alle Gläser aus den Regalen, die irgendwann mit den Bakterien in Berührung gekommen waren. Er gab die Flüssigkeiten nacheinander in die große Wanne. Inzwischen hatte K. den Rest der Säure zum Kochen gebracht. Ihn schauderte leicht, als er die Säure mit der dunklen Flüssigkeit in der Wanne mischte. In einem plötzlichen Entschluss riss er die Seiten aus seinem Buch. Schnell zerfraß die konzentrierte Säure das Papier. Jetzt war nichts mehr von seiner Arbeit übrig. Auch Kossel würde nichts vorfinden, wenn er zurückkehrte. Die neue Bombe würde es nicht geben.

K. rührte versonnen in der Lösung. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, dass nicht mehr viel Zeit blieb. Die beiden Koffer standen noch wie an dem Tag, da er Kossel zum ersten Mal begegnet war. Über allem, was seitdem geschehen war, lag in seiner Erinnerung ein Schleier. Es würde einige Zeit dauern, bis er damit fertig war.

K. trat auf die Straße hinaus. Jetzt würde er ein paar Wochen ausspannen und die ganze Geschichte vergessen, Bald kam ein Taxi die Straße herunter. „Zum Flughafen“, sagte er zu dem dunkelhäutigen Fahrer. Dann lehnte er sich in die Polster zurück.

Erster Schluss.

sonst bitte weiterlesen (hier folgt im Original ein handschriftlicher Nachtrag)

Bis zum Abflug seiner Maschine blieben noch zehn Minuten. K. hastete in die Halle des Flughafengebäudes und holte das bestellte Ticket ab. Während er das Geld abzählte, wurde sein Flug zum letzten Male aufgerufen. Als K. sich umwandte, traten zwei Männer auf ihn zu. „Monsieur K.“, sagte der eine von ihnen mit holprigem Akzent. „Sie werden nicht fliegen, Monsieur Kossel hat uns geschickt, damit Sie keine Dummheiten machen. Wir werden Sie wieder an die Station bringen.“

K. ging benommen mit zum Parkplatz. Einer der Männer setzte sich neben ihn auf den Rücksitz des Wagens. Jetzt erst bemerkte K. die Pistole in der Hand des anderen.

Nach einer halsbrecherischen Fahrt durch die Wüste tauchte die Station vor ihnen auf. K. war noch immer unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Mechanisch ging er wieder an die Arbeit, kontrollierte die Temperatur und sprach mit den Arbeitern. Dann blieb nichts mehr zu tun. Jetzt konnten sie nur noch warten.

Gegen Abend traf ein Jeep ein, der zwei Zelte und Decken brachte. Auch Getränke und Lebensmittel befanden sich in den Kisten. In der schnell hereinbrechenden tropischen Nacht schlugen alle gemeinsam die Zelte auf. Nachdem der Wachdienst an der Pipeline für die Nacht festgelegt war, legte sich K. schlafen. Neben ihm wickelte sich einer der Männer vom Flughafen in die Decken. Er war seit dem Nachmittag nicht mehr von K.s Seite gewichen.

Die Nacht war kalt und klar. K. lag schlaflos auf der Matte und ging später hinaus. Am Rohr waren die Brenner eingeschaltet worden. Auch Kossel stand bei den Männern. Er wirkte ruhig. „Bald ist es geschafft, K.“, meinte er. „Warum wollten Sie bloß weg? Ihre Arbeit bei uns fängt doch erst an.“ K. nickte teilnahmslos. Dann ging er wieder zum Zelt. Eine traumlose Nacht.

Die nächsten beiden Tage bestanden aus untätigem Warten. Die nervliche Belastung der vergangenen Woche machte sich in einer bleiernen Müdigkeit bemerkbar. Auch der Morgen des dritten Tages verlief ohne Höhepunkte. Die Männer waren vor der unbarmherzig brennenden Sonne in den Schatten der Zelte geflohen, würfelten dort oder schliefen.

Plötzlich entstand Bewegung unter den Arbeitern, die an der Pumpstation Dienst hatten. Kossel rüttelte K. aus dem Halbschlaf. Eine Minute später nahm K. den kurzen Bericht der Männer entgegen. Nacheinander ließ er verschiedene Hähne in der Station öffnen. Überall der gleiche Anblick. Statt des dunklen Öls, das hier noch vor wenigen Tagen herausgeflossen war, kam die unheimlich weiße Flüssigkeit aus der Anlage. Aus! Das schreckliche Wort hämmerte in K.s Schläfen. Irgendjemand musste die peinlich genauen Vorschriften missachtet haben, die eine Übertragung der Bakterien oder ihrer Sporen in die Pumpstation verhindern sollten. So waren Keime der weißen Pest unbemerkt in die Station ge-

langt. Die letzte Hürde war überwunden. Nun lagen die reichsten Ölfelder der Welt schutzlos vor den gierigen Zellen.

War wirklich alles aus? Auch aus dem ersten Hahn hinter der Station tropfte K. nur noch zersetztes Öl entgegen. Der Jeep trug ihn mit Kossel und zwei Männern einige Kilometer landein. Ein Schieber dort war undicht. Sie brauchten ihn nicht zu öffnen – eine weiße Spur führte am Rohr entlang. Als K. aufsah, bemerkte er die Bohrtürme, die wenige Kilometer weiter in den Himmel wuchsen.

In einer Staubfontäne trieb Kossel den Jeep hinüber. Wie in einem Ameisenhaufen liefen am Fuß eines der Stahlriesen Menschen durcheinander. Überall die gleichen ratlosen Gesichter wie damals bei den Hafentanks.

Sie wechselten nur wenige Worte mit einem Angestellten der Gesellschaft, um dann langsam wieder in den Jeep zu steigen. Seit heute Morgen förderten die Pumpen eine unbekannte weiße Flüssigkeit.

Das war das Ende!

Teilnahmslos stellte K. das Transistorradio ein, während Kossel schweigend den Jeep in Bewegung setzte. Gegen Ende der Nachrichtensendung, die gerade lief, verlas der Sprecher eine Meldung über eine rätselhafte Entdeckung auf den Ölfeldern. Wenig später setzte wieder Musik ein. Überdeutlich sah K. vor sich, was nun unausweichlich geschehen musste. Was heute noch eine nebensächliche Mitteilung einer örtlichen Rundfunkstation war, würde schon in wenigen Tagen die Schlagzeilen der Weltpress bestimmen.

Die weiße Pest griff in den Machtkampf um das Erdöl ein. Würde sie siegen? Würden die Länder des Nahen Ostens wieder in ihre jahrtausendealte Armut zurückfallen? Er konnte nicht weiterdenken.

Aus dem Funksprechgerät, das der Mann neben Kossel in der Hand hielt, drang eine scharfe Stimme in das Geräusch des Motors. Kossel stoppte den Wagen. „Ihr Auftrag ist beendet, Kossel. Wir brauchen Sie jetzt für eine andere Sache. Hinter dem Rücksitz finden Sie eine Tasche. Dort sind die Anweisungen. Wiederholen Sie bitte.“ Kossel betätigte die Durchsage. Dann kletterten K. und sein Bewacher von ihren Sitzen. Schnell hatte Kossel die Tasche gefunden. Er betätigte das Schloss.

In diesem Augenblick schoss eine riesige Stichflamme zum Himmel. Eine unsichtbare Faust riss den Jeep zur Seite. Ein Teil der Karosserie traf die Pipeline. Über den leblosen Körper von K. ergoss sich eine weiße Flüssigkeit.

Langsam begann der Flugsand alle Spuren zu löschen.